



2019–2025: Hochhaus H1 auf dem Zwihatt-Areal in Regensdorf.



ROGER BOLTSHAUSER:  
SEMPER-  
PREIS  
2024

Fotos: Studio Blumen (Hochhaus H1), Michael Artur Koenig (Portrait)



Roger Boltshauser wird im Oktober 2024 mit dem renommierten Semperpreis ausgezeichnet. *Atrium* sprach mit dem Schweizer Architekten über die Herausforderungen heutigen Bauens sowie seinen persönlichen Ansatz zu Kunst und Architektur.

Text: Susanna Koeberle

*Mit dem Semperpreis werde eine Persönlichkeit gewürdigt, deren Werk sich durch besondere Qualitäten nachhaltigen Bauens in der Verbindung von Baukunst, Wissenschaft und ökokultureller Praxis auszeichne, heisst es in der Beschreibung des Preises. Der Preis scheint gleichsam auf Ihre Arbeit zugeschnitten zu sein. Was bedeutet Ihnen diese Ehrung?*

ROGER BOLTSHAUSER: Es ist für uns eine wichtige Würdigung. Schön finde ich vor allem, dass der Preis versucht, nachhaltigeren Positionen mehr Gewicht zu verleihen. Und mich hat besonders gefreut, wie die Jury unser Wirken wahrgenommen und beschrieben hat. Der Jurybericht war für mich fast das Wichtigste. Das bedeutet eine Bestätigung für unsere Arbeit.

*Ihre Bauten werden als komplex und sperrig beschrieben. Sie würden sich einer oberflächlichen Betrachtung entziehen und man müsse sich mit ihnen auseinandersetzen, liest man in der Jurybegründung. Ebenso verhält es sich mit Erinnerung: Wir wollen uns ihr tendenziell entziehen. Ich musste diesbezüglich an den Wettbewerb für das Dokumentationszentrum in Hamburg denken, den Sie mit Ihrem Vorschlag gewonnen haben. Wie sind Sie an diese Bauaufgabe herangegangen? Wie gibt man Erinnerung Raum?*

RB: Wir starten immer mit einer Analyse des Ortes. Es gibt am Hannoverschen Bahnhof in Hamburg bereits eine sehr schöne

Landschaftsgestaltung von Günther Vogt, welche die Gleislinien aufgenommen hat. Wir haben dort Ansatzpunkte gefunden und daran angeknüpft. Wir haben materiell Spuren der Stadt in den Bau einbezogen und versucht, mit unseren Themen Antworten auf diese komplexe Aufgabe zu finden. Die Materialien sollten sinnlich und haptisch, aber auch sperrig sein dürfen. Lehm schafft eine besondere, beruhigende Atmosphäre. Damit entsteht über die Materialisierung ein Raum, der zum Nachdenken anregt, ohne dabei direkt auf die historischen Geschehnisse Bezug nehmen zu müssen. Man wird dem Thema Holocaust mit Architektur nicht gerecht. Aber man kann versuchen, einen Ort zu schaffen, an dem Reflexion und Erinnerung möglich werden. Es soll zugleich ein Museum werden, in dem man in die Zukunft schauen kann. Und das sollte sich auch in der Architektur widerspiegeln.

*Sie sind zwar mit Lehmbauten bekannt geworden, bauen allerdings nicht ausschliesslich mit diesem Material. Stört Sie das Label des Lehm-bauarchitekten?*

RB: Nein, denn ich bin stark um den Lehmbau bemüht. Diese Bauweise steht für eine nachhaltige Denkweise und für 25 Jahre Arbeit daran. Und nicht zuletzt auch für meine Brücke zur Kunst. Ich habe durch Lehm viel gelernt, meine Arbeit damit wurde

mit der Zeit vielschichtiger. Lehm ist ein wichtiger Teil meines Kosmos. Es gab vielleicht eine Phase nach dem Haus Rauch, in der ich das Gefühl hatte, ich müsse mich als Architekt beweisen, der keinen Lehm einsetzt. Die Wahrnehmung dieses Baus fokussierte mehr auf das Material und weniger auf die entwerferische und kreative Leistung. Es ging dabei vergessen, was es bedeutet, das Material zum Klingen zu bringen. Andererseits ist diese klare Verortung meiner Arbeit ja nicht falsch. Als wir uns vor 25 Jahren um ökologisches Bauen bemühten, interessierte das die Architekturwelt noch kaum. Heute reden alle von Nachhaltigkeit und Klima. Wir haben sicher dazu beigetragen, dass Lehm, und damit andere alte und vermeintlich «primitive» Materialien, Teil der aktuellen Diskussion in der Architektur wurden.

*Wie entstand Ihr Interesse für den Lehmbau?*

RB: Vor 20 Jahren entdeckte ich eine Lehmwand, die der Lehmpezialist Martin Rauch in Zürich realisiert hatte. Ich war begeistert von diesem Material und überlegte mir, wie ich das selbst verwenden könnte. Daraus entstand spontan der Entwurf für das Projekt beim Sihlhölzli in Zürich. Ich wusste damals nicht viel über nachhaltige Bauweise, ich bin über eine emotionale Faszination für dieses Material ins Thema eingestiegen. Bei der Vorbereitung für das Projekt fragte ich



2004–2008: Haus Rauch in Vorarlberg ist nicht nur ein Wohn- und Arbeitsort, sondern auch ein Musterhaus, an dem experimentelle Anwendungen des Materials Lehm erforscht wurden.



Martin Rauch um Rat. Was zunächst nicht möglich schien, konnten wir dennoch umsetzen. Dass ich an meiner ursprünglichen Idee festhielt, begeisterte ihn. Dies führte zu einer sehr langen und fruchtbaren Zusammenarbeit.

Was am Lehm hat bei Ihnen Begeisterung ausgelöst?

RB: Vermutlich der Bezug zur Kunst. Ich habe schon als Teenager viel gezeichnet und gemalt und konnte mich lange nicht zwischen einem Kunst- und einem Architekturstudium entscheiden. Ich erinnere mich gut an eine Ausstellung über Joseph Beuys im Kunsthhaus Zürich, wo mich besonders sein unkonventioneller Einsatz von Materialien faszinierte. Der Blick über die Kunst ermöglichte mir einen anderen Zugang zur Architektur; das hat mich schliesslich dazu bewegt, mein ETH-Studium abzuschliessen. Der künstlerische Hintergrund blieb bestehen. In dieser Zeit gab es zudem einige Architekten – etwa Peter Märkli, Jacques Herzog oder Adolf Krischanitz –, die künstlerisch tätig waren oder Brücken zwischen Kunst und Architektur schlugen.

Neuere Strömungen in der Philosophie stellen die Wirkmächtigkeit und Lebendigkeit von Materie in den Vordergrund. Können Sie diese Idee bei Lehm nachvollziehen?

RB: Ich sehe diese Kraft bei Lehm auf jeden Fall. Lehm verändert sich permanent und ist immer in Bewegung, dadurch bekommt er etwas Lebendiges. Man macht mit einem Material, das schon immer da war, etwas Neues, das in der Umsetzung zu etwas Zeitlosem wird. Es ist ein räumliches Material, das per se schon eine Tiefe hat. Eine Faszination besteht darin, schwere Mauern

zu errichten, das verleiht den Bauten eine gewisse Kräftigkeit und Präsenz. Das Material hat also einen direkten Einfluss auf die Konstruktion. Genau das interessiert mich an alter Lehmarchitektur, wie man sie etwa in Marokko findet. Wenn ich dort durch Städte gehe, bin ich permanent inspiriert.

Auch in Ihrem Buch «Pisé – Stampflehm. Tradition und Potenzial» über historische Lehmarchitektur heben Sie diesen Aspekt hervor. Lieferte die Erforschung der Geschichte für Sie neue Erkenntnisse bezüglich der architektonischen Umsetzung?

RB: Die sinnliche und künstlerische Faszination für das Material Lehm stand am Anfang. Doch wenn man damit etwas bauen will, geht es um die konstruktive Umsetzung. Das Material ist hierzulande weitgehend in Vergessenheit geraten. Um die Frage zu beantworten, wie man in Europa Lehmbauten dauerhaft umsetzen kann, habe ich mich deswegen mit historischen Beispielen auseinandergesetzt. Das geschah in einem ersten Schritt durch eine Publikation über den Lehm aus dem französischen Architekten François Cointeraux (1740–1830), der in Lyon tätig war. Auf dieses Buch bezog sich

auch Martin Rauch. Peu à peu analysierte ich diese Bauten und lernte dabei viel über die Bauweise und das Material.

Wie kam es zum Wunsch nach Vertiefung dieser Materie?

RB: Nach der Realisierung des Sihlhölzli-Projekts und vor allem mit dem Bau des Hauses Rauch in Vorarlberg wurden wir schnell bekannt und gewannen viele Preise. Das waren beides eher kleinere Projekte und sie warfen die Frage auf, ob sich der Lehm skalieren lässt. Denn neben der Sinnlichkeit kam plötzlich auch der Aspekt der Dauerhaftigkeit auf. Wir fragten uns, wie relevant diese Bauweise jenseits eines künstlerischen Ansatzes überhaupt ist. Das bewegte mich dazu, zu untersuchen, welche Bauten in unserem Kontext und unserem regnerischen, kühleren Klima bisher gebaut worden waren. Wir fragten uns, wie die Häuser von Cointeraux konstruiert waren. Dabei erkannten wir etwa, dass es schon bei diesen historischen Beispielen hybride Konstruktionen oder Vorfabrikation der Lehmelemente gab. Interessanterweise entstanden diese Bauweisen, weil nach der Französischen Revolution in Lyon das Geld fehlte. Die Stadt war ein Widerstandsnest. Um Lehm relevant zu machen, muss man verstehen, wie solche Bauten entstehen.

Um das Potenzial dieses Materials auszuschöpfen, haben Sie also in die Vergangenheit geschaut.

RB: Ja, das Haus Rauch ist im Grunde gebaut wie vor 200 Jahren. Es ging und geht jetzt darum, wie man diese alte, einfache Bauweise preisgünstiger, effizienter sowie dauerhaft und damit zukunftsfähig machen kann.

Während in vielen ärmeren Ländern Lehm bis heute verbreitet ist, ist eine solche handwerkliche Fertigungsmethode in unseren Breiten (noch) teuer. Wie beurteilen Sie die Chancen für eine günstigere Produktion und für eine grössere Verbreitung von solchen Lowtech-Methoden?

RB: Das Potenzial, diese Bauweise skalierbar zu machen, hängt unter anderem stark mit hybriden Bausystemen zusammen. Der Lehm kommt auch bei historischen Bauten oft in Kombination mit anderen Materialien vor, mit Holz oder Ziegeln etwa. Man kann den Lehm aber auch mit Stahl oder Beton kombinieren. Es gibt unzählige Anwendungsmöglichkeiten, es muss nicht immer eine tragende Stampflehmwand sein. Es geht jetzt darum, intelligente Hybridsysteme zu entwickeln. Wir starten gerade einen Forschungsantrag, bei dem mehrere ETH-Professuren involviert sind. Es gibt auch Ansätze mit Flüssiglehm, die in Richtung Betonerersatz gehen. Wir glauben, dass man mindestens 30 Prozent des Massivbaus durch Lehmteile ersetzen könnte. Wenn das gelingen würde, wäre das ein unglaublicher Hebel. Dies mit einem Material, das lokal vorhanden

2017–2021: Ofenturm für das Ziegelei-Museum in Cham.



«Lehm verändert sich permanent und ist immer in Bewegung, dadurch bekommt er etwas Lebendiges.»

ROGER BOLTSHAUSER

Fotos: Beat Bühler (Haus Rauch), Kuster Frey (Ofenturm)



«Es gibt heute keine Semesteraufgaben mehr, die sich nicht kritisch mit Klimafragen auseinandersetzen.»

ROGER BOLTSHAUSER

ist und für das wir heute Geld zahlen, um es zu entsorgen. Ich bin überzeugt, dass man Lehm, in welcher Form auch immer, viel intelligenter verwenden kann. Wir stehen da noch am Anfang. Lehm ist zurzeit auch deshalb zu teuer, weil andere Materialien zu günstig sind. Wenn man aber die Kosten über den gesamten Lebenszyklus inklusive Entsorgung mit kalkuliert, sieht die Bilanz von Lehm schon besser aus. Die Handarbeit macht Lehm ebenfalls teuer; da müssen wir Alternativen finden, damit das Material zahlbar und damit zugänglicher wird.

*Wenn wir von den wirtschaftlichen Aspekten sprechen: Hinter dem Material Beton steht eine Lobby mit klaren Interessen. Wie stark muss man darum kämpfen, damit Lehm auch von Seiten der Industrie anerkannt wird?*

RB: Die Professur von Guillaume Habert, der an der ETH Zürich etwa den Flüssiglehm mit entwickelt hat, wurde dank der Unterstützung der Holcim Foundation geschaffen. Lehm kann durchaus ein Eins-zu-eins-Ersatz für Beton darstellen. Das wäre nicht gegen die Interessen einer Firma wie Holcim. Beton ist ja nicht per se des Teufels. Wir müssen aus meiner Sicht lediglich damit aufhören, Beton dort zu verwenden, wo er gar nicht erforderlich ist. Das Material Beton ist nicht das Problem, sondern seine unreflektierte Verwendung. Wir müssen ihn gezielter einsetzen.

*Hat die Verwendung von Lehm konstruktive Folgen?*

RB: Man muss definitiv anders entwerfen. Man kann nicht einfach einen Balkon an eine Lehmwand hängen wie beim Beton.

2022–2027: 1. Preis für das Dokumentationszentrum Hannoverscher Bahnhof in Hamburg.

2001–2002: Gerätehäuser und Zielturm für die Sport- und Freizeitanlage Sihlhölzli in Zürich.



Foto/Visualisierungen: Boltshauser Architekten (Hannoverscher Bahnhof), Kuster Frey (Sihlhölzli)

Es sind formal ganz andere Themen. Ganz generell muss man bewusster und materialgerechter mit Materialien umgehen. Dann hat auch Lehm eine Chance.

*Was ist bei diesen Bewusstseinsprozessen die Rolle der Architekt:innen?*

RB: Die ist sicherlich sehr wichtig. Es geht darum, bewusster zu bauen oder eben gar nicht zu bauen. Oder mit zirkulären Strategien, neuen Materialien oder Systemen zu arbeiten: Es stellen sich beim nachhaltigen Bauen zahlreiche Fragen und entsprechend entstehen viele neue Themen. Wir Architekt:innen sind gefordert, Alternativen und Visionen zu entwickeln. Diesbezüglich muss man auch die Schulen miteinbeziehen. Sie haben zum einen den Vorteil, forschen zu können, zum anderen haben wir dort die Möglichkeit, solche Themen in Semesteraufgaben durchzuspielen und visionäre Ideen zu entwickeln. Viele unserer Projekte könnten ohne das Forschen an der Schule nicht entstehen. Ich würde sagen, heute sind alle enorm sensitiv. Auch Büros, die vor zehn Jahren nur in Beton gearbeitet haben, suchen nach Antworten. Die Architektenschaft ist eine sensible Gemeinschaft. Und man muss

auch erwähnen, dass wir in der Schweiz gute Bauherrschaften haben. Es existiert eine hohe Baukultur. Gleichzeitig gehört der Schweizer Bausektor zu den grössten zehn CO<sub>2</sub>-Sündern weltweit. Wir haben eine Verantwortung, die wir wahrnehmen müssen.

*Spüren Sie diese Entwicklungen auch an der ETH?*

RB: Ja, in den letzten fünf Jahren hat sich viel geändert. Es gibt heute keine Semesteraufgaben mehr, die sich nicht kritisch mit Klimafragen auseinandersetzen. Das geht so weit, dass kaum Neubauprojektaufgaben gestellt werden. Die jungen Studierenden würden sich da weigern. Sie sind bei diesen Fragen viel weiter als wir, denn sie sind damit aufgewachsen. Und sie erwarten von uns, dass auch wir uns diesen Themen stellen. Heute ist die Ausbildung definitiv eine andere, und das ist auch gut so. Wichtig ist aber auch das Bewusstsein, dass ein guter Entwurf per se nachhaltig ist. Die ganzen Rechnereien befreien uns nicht von der Frage, was ein guter Entwurf ist; das müssen die Studierenden ebenfalls lernen. Wieso überleben bestimmte Bauten? Das hat auch mit räumlicher und sozialer Qualität zu tun, das darf man nicht vergessen. Wir kennen nicht alle Antworten, und das müssen wir aushalten. Ich empfinde die heutige Zeit als extrem anspruchsvoll und gleichzeitig als sehr inspirierend.

*Rührt diese Offenheit für das Prozesshafte von Ihrer künstlerischen Tätigkeit?*

RB: In der Kunst habe ich gelernt, dass 90 Prozent von dem, was ich produziere, Ausschuss ist. Oder die Basis ist für den nächsten Ansatz. Ich interessiere mich beispielsweise für Überarbeitungen als künstlerische Strategie, das entspricht einem Denken in Schichten. Wenn ich so arbeite, ist das eine «never-ending story», ich bin immer auf der Suche. Das Kunstwerk ist Teil eines Pro-



zesses, ich sehe Bauen auch so. Ich weiss, dass ich nie ankomme. Doch so habe ich das in der Architektur-Ausbildung nicht gelernt. Dort lernt man, klare Konzepte zu haben und Dinge auf den Punkt zu bringen. Ich hingegen fand immer, das gehe noch besser. Das Prozesshafte ist Teil der Kunst, Architektur hingegen ist rationaler und funktionaler. Für meine Arbeit als Architekt ist dieses Prozesshafte und Integrative zentral. Gerade Nachhaltigkeitsthemen erfordern in meinen Augen kollektives Arbeiten, das kann man nicht alleine bewältigen, es braucht Teamwork. Ich entwerfe, forsche und unterrichte prozessorientiert, nicht resultatorientiert.

*Die Kunst ist also für Sie nicht etwas von der Architektur Getrenntes?*

RB: Nein, das ist ein Organismus, das gehört alles zusammen, die Kunst ist Teil meiner kreativen Arbeit. Manchmal zeichne ich irgendetwas und habe keine Ahnung, ob es Teil der freien Arbeit oder der Architektur ist. Dann lasse ich es stehen und sehe später: Wow, das ist ja meine Fassade! Ich kann nicht immer genau einordnen, was ich mache.

*Das Interview mit Roger Boltshauser erschien erstmals bei swiss architects sowie german architects – und wurde für Atrium aktualisiert: [www.german-architects.com](http://www.german-architects.com)*



*2020–2035: Projekt für ein Sport- und Schwimzentrum in Zürich Oerlikon.*

Visualisierung: Boltshauser Architekten